

auf rechtmäßige Machtausübung⁶ (Bueb), auf die Anleitung also, die sie sonst beflügeln und vorantreiben könnte.

Das vorliegende Buch ist in neun Kapitel eingeteilt, die den von Bueb verfassten *neun Geboten der Bildung* entsprechen. Sie treten in der Mehrheit in Form der Imperativsätze auf, wie beispielsweise: – *Vertraue, fordere und beschütze!*, *Sei Vorbild!*, *Setze klare Ziele!*, *Teile Verantwortung, wo es geboten ist!* und andere mehr, was die Form einer Postulatspädagogik annimmt und sich im Folgenden auf den Gesamtton des Buches auswirkt: Es wird hier viel weniger gebeten als gefordert. Im Übrigen wird im vorliegenden Buch aufgrund persönlicher Erfahrung als Erzieher und nicht als Wissenschaftler berichtet, was dazu führt, dass sich gewisse Verkürzungen und Pointierungen spüren lassen. Höchstwahrscheinlich rennt die sich auf Strenge, Konsequenz und Einschränkung stützende Pädagogik von Bueb offene Türen bei denjenigen Lehrern ein, die sich selbst als ausgebrannt, überfordert und hilflos erleben. Damit mögen sie aber vielmehr der Illusion erliegen, es gebe für alle erzieherischen Dilemmata nur noch eine einzige Lösung: Disziplin. Es sollte allerdings berücksichtigt werden, dass Erziehung ein viel komplexeres Phänomen ist, das ein differenziertes Handlungsverfahren erfordert. Darüber hinaus entpuppt sich gerade die Disziplin als eine durchaus unzutreffende Maßnahme, um damit erzieherischen Fragen die Stirn zu bieten. Denn Erziehung soll überwiegend als eine Beziehung nachvollzogen werden und sich in eine Beziehung zu setzen, muss vor allem denjenigen schwerfallen, die mechanischen Regeln und Vorgaben zu folgen und dem Anderen vorbehaltlos Anerkennung zu zollen gelernt haben. Der Gedanke an die Nebenwirkungen einer derartigen Disziplinierungspädagogik kommt bei Bueb so gut wie nicht vor. Im Übrigen soll nicht außer Acht gelassen werden, dass das buebsche Konzept der vorbehaltlosen Unterordnung die Gefahr birgt, den Kontakt zu sich selbst zu verlieren, die authentische Selbsterfahrung zu beeinträchtigen. Somit leistet Bueb Widerstand gegen das Lernen von Verantwortung bei den Risiken der Wahl und verharmlost die innerlich bereits in jedem Subjekt angebahnten Tendenzen der Identitätssuche und des Identitätsausdrucks. Schließlich kommt hinzu, dass die buebsche Postulatspädagogik durch Lamento und Untergangskommentare erzeugt und gesteuert wird, was dem künftigen Leser dieses Buches auch nicht entgehen soll.

Zweifelsohne kann das vorliegende Buch von Bueb als zukunftsweisend und zur Debatte anregend gelten. Es ist eine unverzichtbare Lektüre für alle, die sich theoretisch und praktisch mit der Erziehung und Bildung beschäftigen und zur Begründung ihrer persönlichen Stellungnahme zu erzieherischen Fragen nach trefflichen Argumenten suchen.

Anna Daszkiewicz

Jürgen Macha / Anna-Maria Balbach / Sarah Horstkamp (Hrsg.): *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. Waxmann, Münster / New York / München / Berlin 2012, 245 S.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert in Form von elf Beiträgen die Ergebnisse einer Tagung zum Thema „Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit“, die im Februar

2011 in Münster von der Westfälischen Wilhelms-Universität veranstaltet wurde. Die nachfolgende Besprechung der einzelnen Aufsätze orientiert sich an der Gliederung der Publikation nach sprachwissenschaftlichen, historischen und epigraphischen Aspekten.

Den Band eröffnet der sozioonomastische Beitrag von Anna-Maria Balbach *Jakob, Johann oder Joseph? – Frühneuzeitliche Vornamen im Streit der Konfessionen*, in dem die Autorin der Frage nachgeht, inwieweit die Konfessionen und die Namengebung in der Frühen Neuzeit zusammenhingen. Aus einer kurzen einleitenden Analyse zeitgenössischer Textsorten (Streitschrift, Kirchenordnung, Wandkalender, Vornamenlexikon) geht eindeutig hervor, dass die Rufnamengebung alles andere als eine völlig private und subjektive Angelegenheit engster Familienmitglieder war oder einer Mode folgte; sie war ein wichtiger Bestandteil konsequenter Religionspolitik und diente sozusagen als Vehikel im Glaubenskampf beider verfeindeten Konfessionen. Den eigentlichen Kern des Beitrags stellt aber eine drei Jahrhunderte umfassende Längsschnitt-Untersuchung, die auf einem Korpus von 3194 Vornamen der bikonfessionellen Stadt Augsburg basiert. Als methodologisches Novum ist dabei hervorzuheben, dass die Vornamen nicht aus Kirchen- und Taufbüchern stammen, sondern rund 1000 Grabinschriften entnommen wurden. Die Studie fokussiert – der konfessionellen Differenzierung entsprechend – auf: (i) Popularität einzelner Vornamen, (ii) prominente Namensvorbilder (Heiligennamen, biblische Namen, pietistische Namen), (iii) sprachliche Herkunft der Vornamen und (iv) ihre Voll- und Kurzformen. Die Forscherin ist erfolgreich bemüht, einerseits Ähnlichkeiten im Namensgut zwischen den Konfessionen und andererseits konfessionsspezifische Tendenzen und Präferenzen aufzuzeigen sowie den gesamten Differenzierungsprozess zu periodisieren.

Einem völlig anderen Aspekt der konfessionskulturellen Kontroversen widmet seinen Text *Der Streit über die Frage, „wo das beste Deutsch zu finden“* Dieter Breuer, der Aussagen unterschiedlich konfessionell positionierter Schriftsteller und Gelehrter des 17. und 18. Jhs. (z. B. Opitz, Stieler, Morhof, Schottelius) zur deutschen Sprachnorm, Sprachform und Varietätenpräferenz anführt sowie die offizielle Sprachpolitik der Regierenden und der beiden Kirchen analysiert. Interessant sind zahlreiche Beispiele sowohl von qualifizierenden (z. B. das heilige Wittenberg, [S. 31]) als auch disqualifizierenden Sprach-Attribuierungen (z. B. der undeutsche Katholik), die im damaligen öffentlichen Diskurs als Mittel der „konfessionellen Polemik“ (S. 33) Verwendung fanden.

Die deutschsprachige Schweiz, die seit den Bürgerkriegen im 16., 17. und 18. Jahrhundert konfessionell gemischtes Gebiet ist, bietet sich immer als besonders interessantes Objekt für sprachhistorische Studien. Walter Haas geht in seiner philologisch vergleichenden Analyse *Das deutsche und die Konfessionen in der Eidgenossenschaft um 1700* einer katholischen Auslegung des Vaterunser (1760) und einer Sammlung protestantischer Predigten (1701) der Frage der sprachlichen ‘Konfessionalismen’ nach. Die Ergebnisse sind womöglich wegen des zu geringen und/oder textsortenmäßig inhomogenen Korpus insgesamt nicht einheitlich; im graphematischen, morphologischen und lexikalischen Bereich wurden nur unbedeutende konfessionell bedingte Differenzen festgestellt, während sich die beiden Quellentexte voneinander textlinguistisch und stilistisch gravierend unterscheiden. Das aber regt zu einer weiteren intensiveren Erforschung dieser Problematik.

Im Gegensatz zu den von Walter Haas untersuchten Texten lassen sich im Falle der Textsorte Leichenpredigt sehr deutliche textstrukturelle, argumentationstechnische, stilistisch-rhetorische, morphologische und lexikalische Unterschiede zwischen der protestantischen und der katholischen Schreibtradition nachweisen. Mechthild Habermann (*Leichenpredigten des 17. Jahrhunderts im konfessionellen Kontext*) vergleicht eine lutherische Leichenpredigt aus Nürnberg und eine katholische Leichenpredigt aus Würzburg. Obwohl die Schreibsprache des Würzburger Textexemplars stärker dem oberdeutschen Sprachgebiet verpflichtet ist, sind die aufgedeckten, reichlich belegten und tabellarisch dargestellten Differenzen – wie die Forscherin argumentiert – nicht sprachlich-dialektal, sondern zweifelsohne konfessionell motiviert (S. 83f.).

Einen Beitrag zur deutschen Textsortengeschichte leistet Sarah Horstkamp (*Konversionschriften zwischen Muster und Variation – Zwei protestantische Fallbeispiele*) mit ihrer Beschreibung von Konversionsschriften aus der Mitte des 17. Jhs., die von zwei Katholiken verfasst und nach ihrem abgeschlossenen öffentlichen Übertritt zum protestantisch-lutherischen Glauben in Leipzig gedruckt wurden. Die Textsorte ist natürlich keine *terra incognita* und wurde schon analysiert. Immer wieder aber entdecken Vertreter diverser wissenschaftlicher Disziplinen neue forschungswürdige Aspekte und Dimensionen dieser schriftlichen Gattung. Das Hauptinteresse der Forscherin gilt einerseits der Gliederung der Revokationspredigt andererseits dem Duktus und der Ausdruckswahl. Es stellt sich heraus, dass die protestantischen Bekenntnisschriften auf der makro- und mikrostrukturellen Ebene relativ festen, konfessionsspezifischen Mustern folgten. Ganze Textpassagen und Argumentierung der beiden Textexemplare ähneln einander gelegentlich so stark, dass sogar von „Kopien“ (S. 97) bzw. Plagiaten die Rede sein kann, was jedoch damals nie publik gemacht wurde. Da auch die katholische Seite beim Glaubenswechsel entsprechend dokumentierte Prozeduren entwickelte, wäre eine Vergleichsstudie umso interessanter.

Jürgen Macha hat seinen informationsreichen sprachhistorischen Beitrag (*Frühneuzeitliche Sprachpraxis und der Einfluss der Konfessionen*) in zwei Teile gegliedert. Im ersten erörtert er an einigen Beispielen (Predig vs. Predigt, Kommunion vs. Abendmahl vs. Nachtmahl, Heiliges Creütz vs. Creutz, Vater unser vs. Unser Vater) die soziokulturelle Bedeutung der so genannten ‘sprachlichen Konfessionalismen’. Im zweiten Teil widmet er sich einerseits dem mehrdimensionalen und aspektreichen Problem des Zusammenhangs zwischen Sprachgebrauch, Konfession und Macht, andererseits versucht er den Erwerb konfessioneller Sprachmerkmale und im Anschluss daran die Etablierung sprachlicher Normen zu schildern. Als Materialgrundlage nutzt er verschiedene kanzleisprachliche Textsorten aus dem dominant lutherisch geprägten Donauwörth, wo der Konflikt mit der katholischen Minderheit 1607 sogar in krasse Aggressionsakte mündete und zum Sieg der katholischen Gegenreformation führte. Aus Platzgründen konnten Untersuchungsergebnisse zur Gebrauchsfrequenz ausgewählter sprachlicher Merkmale (z. B. <kh>-Schreibung, <mb>-Schreibung, Rundung, Entrundung, Synkope, -ist-Superlativ) vor und nach der Rekatholisierung der Stadt lediglich tabellarisch, fast im Telegrammstil präsentiert werden, was jedoch den wissenschaftlichen Wert der Untersuchung nicht schmälert. Sie zeugen eindeutig von einer machtpolitisch und konfessionell induzierten ‘Bajuwarisierung’ des städtischen Sprachgebrauchs. Nach einer kurzen Charakteristik der bairisch-katholischen Vorgaben für die Schulpraxis und der

sprachlichen Kindererziehung im lutherischen Teil des Reiches formuliert Macha fünf Thesen zum Einfluss der Konfession auf die frühneuzeitliche Sprachpraxis.

Mit den Ausführungen Machas korrespondiert in gewissem Sinne der Beitrag Paul Rösslers *Arkane Confessio oder Regiolekt mit Konfessionshintergrund? Fragen zum sozio-funktionalen Status grafischer Varianten in ostoberdeutschen frühneuzeitlichen Drucken*, in dem er aufgrund einer breit angelegten graphematischen Untersuchung sakraler und profaner Texte aus dem bairisch-österreichischen Sprachraum (1530–1765) zeigen kann, welch bedeutsamen Einfluss die Gegenreformation auf die schreibsprachliche Praxis ausübte. Es sei zudem hervorgehoben, dass Rössler seine Analyse nicht nur systemlinguistisch durchführt, sondern dass er auch außersprachliche, zumeist geschichtliche Faktoren in die Forschung mit einbezieht, denn die jeweiligen Landesfürsten kontrollierten und dirigierten das gesamte Druckgewerbe, das zum großen Teil im protestantischen Besitz war, durch konfessionspolitische und zensurähnliche Vorgaben.

Auf genuin geschichtliche Aspekte des Tagungsthemas gehen in ihren Beiträgen mehr oder weniger intensiv alle Konferenzteilnehmer ein. Das Redaktionskomitee hat sich trotzdem entschlossen, diesem Aspekt, vertreten durch zwei Aufsätze, einen separaten Teil zu widmen. Der erste dieser Aufsätze *Bekennen, Berichten, Bewirken. Sprachliche Kommunikation und das kulturelle Gedächtnis der Konfessionen auf dem ländlichen Friedhof in der Frühen Neuzeit* stammt aus der Feder Jan Brademanns und fokussiert auf diverse Formen frühneuzeitlichen Totengedenkens als Manifestation der grundlegenden gesellschaftlichen Handlungs- und Deutungsmuster. Der gesamte Inhalt kann hier allein aus Platzgründen leider nur kurz geschildert werden, denn der Beitrag ist eine umfangreiche (über 30 Druckseiten), mehrschichtige und detaillierte Studie, die außer wertvollen geschichtstheologischen, kirchen- und sozialgeschichtlichen, kulturkundlichen sowie philosophischen Informationen auch reiche bibliographische Angaben und ausführliche Kommentare zur einschlägigen Literatur bietet. Der Autor beschreibt nicht die Grabkultur des deutschen Adels oder der stadtbürgerlichen Eliten, worauf die meisten bisherigen Forschungsprojekte ausgerichtet waren, sondern untersucht konfessionell bedingte Ähnlichkeiten und Unterschiede in der ländlich-kleinstädtischen Begräbnistradition, die gegenwärtig vor allem auf Kirch- und Friedhöfen manifest ist. Die Sprache im weitesten Sinne (graphische Realisierungsformen, schriftsprachliche Formelhaftigkeit und Invarianz), die auf Grabinschriften begegnet, steht zwar im Zentrum des Interesses, soweit möglich wird aber Bezug auf andere Elemente der Sepulkralkultur genommen (z. B. Grabsymbolik, Grabzeichen, figürlicher Schmuck, Ausstattung der Begräbnisplätze).

Im Beitrag von Ricarda Matheus *Alter, Wahrheit, Seelenheil – Zum diskursiven Rahmen von Konversionsbegründungen* wird ähnlich wie bei Sarah Horstkamp die Problematik des Glaubenswechsels angesprochen. Jedoch betrifft ihre Analyse – wie im Aufsatztitel angegeben – lediglich Begründungen für den Konfessionswechsel, und zwar nur deren Inhalt, weil sie aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt und so fixiert wurden. Die Begründungen, mündlich vorgebracht von zwei protestantischen Konversionskandidaten, wurden 1686 und 1700 in die Protokolle des *Ospizio dei Convertendi* in Rom aufgenommen. Im Gegensatz zur protestantischen Konversionsprozedur haben wir es mit einem Aufnahmegespräch zu tun. Untersucht werden also die von Konvertiten besonders häufig angegebenen Begründungen ihrer Entscheidung (z. B. Alter und Wahrheitsanspruch

der katholischen Kirche, Fehler des protestantischen Glaubens [S. 163]) bzw. Motive, die ihnen von den Verhörenden in den Mund gelegt wurden.

Epigraphische Fragestellungen thematisieren die Beiträge von Sebastian Scholz *Konfessionelle Aspekte in den Inschriften evangelischer Landesherren im 16. Jahrhundert* und Christine Steininger *Ille patrem et patriam consanguineosque relinquens prae veteri duxit religione nihil. Die Grabdenkmäler von vom Luthertum zum Katholizismus Konvertierter in Ingolstadt*. Sebastian Scholz präsentiert Ergebnisse einer Studie zu Form, Inhalt und Funktion der Inschriften auf Gräbern von protestantischen Adligen beider Geschlechter aus verschiedenen Regionen des deutschen Sprachgebietes. Sie enthalten keine konfessionsspezifischen lexikalischen und/oder syntaktischen Strukturen, konnten sich jedoch dank ihrer Zweckbestimmung als eine separate Textsorte etablieren. Sie sollten nämlich das persönliche Bekenntnis des/der Verstorbenen zur evangelischen Lehre zum Ausdruck bringen und wurden propagandistisch zur Kritik des Papsttums und zur Verbreitung des neuen Glaubens genutzt. Leider findet hier ein interessierter Leser nur ganz wenige, selten vollständig angeführte Inschriftentranskriptionen und sehr wenige -übersetzungen aus dem Lateinischen, wodurch die Ausführungen manchmal nicht überzeugend argumentiert sind.

Christine Steininger, deren Aufsatz den Sammelband schließt, analysiert drei aus dem 16. Jh. stammende Memorien [sic!] von prominenten Universitätstheologen aus dem dominant katholischen Ingolstadt. Kennzeichnend für die Memorien ist es, dass sie lateinisch abgefasst sind, obwohl dort das Deutsche „bereits seit der Mitte des 15. Jhs. [...] die vorherrschende Sprache für Grabinschriften war“ (S. 188), und dass die Konversion der verstorbenen Gelehrten verschwiegen bleibt.

Der wissenschaftliche Wert der rezensierten Publikation ist insgesamt hoch einzuschätzen. Der Band liefert einen zweifelsohne interessanten Überblick über die mannigfaltigen Fragestellungen und Arbeitsmethoden der heutigen germanistischen Sprachgeschichtsforschung, insbesondere zum Konnex von Sprache und Religion, die nicht 'artrein' sondern interdisziplinär betrieben werden soll. Da die Texte aber manchmal sehr gute linguistische und historische Fachkenntnisse voraussetzen, ist die Lektüre in erster Linie interessierten Wissenschaftlern zu empfehlen, die nach Anregungen zu weiteren Forschungen auf dem behandelten Gebiet suchen.

Ireneusz Gaworski

Anna Danuta Fornalczyk: *Translating Anthroponyms. Exemplified by Selected Works of English Children's Literature in their Polish Versions*. Peter Lang, Frankfurt am Main 2012, 261 S.

Die vorliegende Monographie behandelt ein Teilgebiet der literarischen Onomastik – die Anthroponymie – in übersetzungswissenschaftlicher Hinsicht. Es ist eine diachrone⁴, bi-

⁴ Es werden zeitlich auseinander liegende Übersetzungen ein und desselben Werkes verglichen.